

Padua – Erasmus Teaching Mobility

von Konstantin Hondros

Nach dem ersten Unterrichtsteil meiner Erasmus Teaching Mobility sitze ich zur Mittagspause in der arabisch angehauchten Gartenanlage der FISPPA, der Fakultät für Philosophie, Soziologie, Pädagogik und angewandter Psychologie (psicologia applicata), und ein Teilnehmer meines PhD-Workshops zu Practice Theory unterstreicht Bemerkenwertes der Stadt und Universität Padua, in der ich erst vor wenigen Stunden angekommen bin. Wir haben gerade vier Stunden (etwa 200 Minuten) an einem Montagmorgen über Praxistheorie und die problematisierende Differenzierung zwischen Praktik als Routine und die Möglichkeit zu Kreativität in Praktiken hinter uns. Fünf Erstsemestrige und ein kurz vor der Promotion stehender Doktorand füllten den Workshop mit Diskussion und ein paar durchaus fordernden Gedanken. Für die jungen PhDs war der Workshop ein Teil ihrer Einführungswochen, in denen sie aus unterschiedlichen Theorieperspektiven Inputs erhalten, die sie möglicherweise für ihre Dissertation nutzen können. Die meisten, aber nicht alle von ihnen kennen Padua schon gut, dabei gibt es über diese italienische Mittelstadt wirklich einiges zu wissen:

In Padua hat Galilei unterrichtet und Alex Harvey soll den Blutkreislauf des Menschen im anatomischen Theater entdeckt haben. Überhaupt wird behauptet, wenn es einen geographisch fixierten Ort der wissenschaftlichen Entdeckungen, des wissenschaftlichen Fortschritts gäbe, dann wäre er zweifellos ein paar Kilometer links von Venedig, im wunderschönen Padua zu suchen. Besonders mögen sie in Padua deshalb die Zahl 1222, in dem Jahr wurde die Universität als erste öffentliche Uni der Welt gegründet, worauf auch immer wieder hingewiesen wird, denn zur ältesten Uni insgesamt hat es nicht gereicht, die steht ja schon seit 1088 in Bologna. Wie schön also, dass die Universität Duisburg-Essen gerade mit einer so geschichtsträchtigen und riesengroßen (über 62.000 Studierende) italienischen Bildungseinrichtung ein Abkommen zur Erasmus Teaching Mobility hat, das es ermöglicht, dort zu unterrichten sowie Universität und Mitarbeitende kennenzulernen.



Nach der Mittagspause müssen die sehr unterschiedlichen PhDs, deren Forschung sich zwischen urbaner Ethnographie in benachteiligten italienischen Stadtteilen und der

Konstruktion geteilter Erinnerungen geflüchteter Ertrunkener thematisch weit aufspannt, zum nächsten Kurs, und ich lernte den so genannten „dottorandi“ kennen. Ein Raum voller Tische und Stühle, mit ein paar Stand-Computern, der den verschiedenen Jahrgängen an Doktorand*innen als geteilter Arbeitsort zur Verfügung gestellt wird, und über einen kleinen Balkon verfügt. Bei täglich freier Platzwahl erinnert der dottorandi zwar an einen Lesesaal, dafür ist die Aussicht vom Balkon auf den Garten (der darüber hinaus an den botanischen Garten der Universität grenzt) beeindruckend schön – und für die Rauchenden unter den Dissertierenden eine tolle Möglichkeit sich den Gang vor das Renaissance-Gebäude zu ersparen. Ganz besonders toll sieht das Gebäude von außen aus. Hinter den im Bild unten rötlich gefärbten Mauern befindet sich der dottorandi. Noch ein wenig aufgeregt von den unruhigen Stunden englischen Vortrags vor kritischen Peers setze ich mich ins unscheinbarste Eck und übe meine Präsentation zur visuellen Soziologie, genauer zur Methode der Segmentanalyse. Jeweils Mittwoch und Donnerstag werde ich dazu zwei Einheiten unterrichten und bin sehr unsicher, ob es sich dabei nicht doch um zwei Mal 1,5 Stunden Vortrag handeln wird.



Trotz meiner Aufregung bietet der dottorandi sehr schnell die Möglichkeit Bekanntschaft mit Mitarbeiter*innen der Universität von Padua zu schließen. Einem Doktoranden, der mit Nachdruck darauf verweist seinen zweiten Master-Abschluss an der Universität in Oldenburg gemacht zu haben und der die transnationale Migration von Bangladeschi zwischen Italien und Großbritannien erforscht, drücke ich einen Folder der „Transnational Migration Summer School“ unserer Universität in Duisburg in die Hand. Denn er sucht nach einem Ort, um einen seiner zwei verpflichtenden Auslandsaufenthalte zu absolvieren: warum nicht Duisburg?

Wenig überraschend vergeht vor allem die Zeit bei so einem Aufenthalt besonders schnell. An den spätsommerlich warmen Nachmittagen streife ich aber trotz knapper Zeit durch die Stadt, schaue mir den Palazzo Bo an, ein von den Venetianern im 15. Jahrhundert der

Universität gestifteter Bau, in dem sowohl die berühmte Kanzel Galileis (eine unscheinbare und billig hergestellte Holzkonstruktion, die angeblich die Studierenden selbst für den recht kurz geratenen Galilei finanziert hatten) als auch das merkwürdig gruselige anatomische Theater, wo zum Teil heimlich und vor allem gegen den Willen der mächtigen Kirche obduziert wurde, um den Geheimnissen im Inneren des Menschen auf die Spur zu kommen. Kunstgeschichtlich von überragender Bedeutung sind allerdings dann doch mehr die Giotto Fresken in der Arenakapelle nahe dem Bahnhof. In chronologisch angeordneten Bildern werden die Geschichten von Anna und Joachim (Marias Eltern) und von Jesus selbst erzählt. Mein Lieblingsbild ist ganz vorne links in der wenige Schritte langen Kapelle: Es heißt Begegnung an der goldenen Pforte und darauf küsst der alte Joachim auf einer Brücke seine alte Frau Anna nach 40 Tagen in der Wüste. Angeblich einer der ersten (oder der erste?) Liebeskuss der neuzeitlichen Malerei.

Am Mittwoch und Donnerstag, also dem dritten und vierten Tag meines Aufenthalts, gebe ich nun in jeweils zweistündigen Einheiten innerhalb eines Seminars zur visuellen Soziologie einen eigenen, freiwilligen Kurs zur Segmentanalyse. Dabei handelt es sich um eine Methode zur hermeneutischen Analyse von Bildmaterial. Zunächst findet unter dem Titel „Understanding Segmentanalysis“ eine theoriebasierte Einführung statt, am darauffolgenden Tag als „Doing Segmentanalysis“ die praktische Anwendung. Mit einer kleinen Gruppe aus fünf Master-Studierenden und der Leiterin des Kurses zur visuellen Soziologie selbst, ist Arbeiten und Diskussion sehr gut möglich, allein die ungewohnte englische Arbeitssprache macht einigen der Teilnehmenden zu schaffen. Besonders gut gefällt, die Methode praktisch anzuwenden, um direkt im Kurs deren Stärken und Schwächen bzw. Schwierigkeiten kennenzulernen, die aus ihrer Verwendung erwachsen. Summa summarum, das ist nicht italienisch, klingt aber ein bisschen danach, hat also alles gut geklappt. Nur nach Vendig habe ich es nicht geschafft, dafür blieb keine Zeit bzw. wollte ich die verbleibende Zeit lieber in Padua verbringen.

Aus meiner Erfahrung würde ich Interessierten unbedingt empfehlen, eine Teaching Mobility zu machen. Ich konnte nette und vielleicht irgendwann einmal nützliche Kontakte knüpfen, meine Lehrfähigkeit in englischer Sprache testen und fördern, und durfte nebenbei eine schöne Stadt kennenlernen. Mit etwas Eigenlob würde ich auch sagen, dass ich ein klein wenig Spannendes in meinen Kursen vermitteln konnte, also sogar ein intellektueller Austausch stattgefunden hat, der meiner aufnehmenden Einrichtung und einigen der Studierenden dort nützlich ist. Wer sich überlegt eine Teaching Mobility zu machen, sollte sich, denke ich, frühzeitig mit den Schwerpunkten an den Partneruniversitäten auseinandersetzen, um die eigenen daran zu spiegeln. Wichtig war für mich auch, flexibel zu bleiben und mich den Vorstellungen bzw. Vorschlägen aus Padua anpassen zu können. So war mein ursprünglicher Plan, ein etwa 16-stündiges Seminar zur hermeneutischen Bildanalyse zu geben, nicht möglich, und erst aus weiteren Vorschlägen entstand dann die Idee, einen Theorie-Workshop für PhDs anzubieten. Ein paar Unterrichts-Optionen zu haben und mit diesen mutig zu hantieren ist also sicher kein Schaden. Gut war in meinem Fall auch, mir viel Zeit zur

Vorbereitung genommen zu haben. Immerhin blieb bis zuletzt unklar, ob es sich um Vorlesungen oder Seminare handelt. Jedenfalls ist nicht davon auszugehen, dass Studierende etwas vorbereiten können und für Ungeübte wie mich stellt stundenlanges Vortragen auf Englisch noch durchaus eine Hürde dar. Es ist aber weit weniger schlimm und schwierig als es klingt.

Die Organisation über die Universität Duisburg-Essen selbst hat super funktioniert. Alle Beteiligten sind nicht nur sehr nett, sondern auch besonders hilfreich und verständnisvoll was Probleme mit den bürokratischen Hürden betrifft (die aber wirklich zu meistern sind). Geld ist natürlich auch wichtig und selbst das hat bisher richtig gut funktioniert. Den ersten „Löwenanteil“ der Förderung habe ich etwa einen Monat vor meinem Auslandsaufenthalt überwiesen bekommen und bin mir sicher, dass der Rest – das ist das letzte Drittel – auch bald kommen wird.